

Gegen des Seldwylergeist

Autor(en): **Korrodi, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **21 (1918-1919)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749057>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GEGEN DEN SELDWYLERGEIST ¹⁾

Soviel Weltvergoldung, soviel Wohlgefallen an der geliebten Erde liegt in Gottfried Kellers klassischen Schweizernovellen den *Leuten von Seldwyla*, dass man in ihnen den tiefsten und frohsinnigsten Ausdruck der glücklichen Schweiz sehen will, der Schweiz, die nicht nur die Wiege des letzten Idyllendichters Europas, sondern die letzte Idylle Europas war. Ist diese Schweiz, dieses Seldwyla, eine Erfindung des Dichters, oder besteht nicht eine schicksalhafte Gleichung zwischen Seldwyla und der Schweiz? Es hieße das Glück versuchen, wenn man sagte, die Schweiz sei so glücklich wie ihre Dichtung. Aber wenn C. F. Meyer doch Hans Waldmann den einzigen tragischen Stoff der Schweizergeschichte nannte und wenn ein halbes hundert Poeten zu behagliche Naturelle waren, um die tragische Fallhöhe dieser Figur zu messen, wenn C. F. Meyer selber nur in der ausländischen Geschichte seine tragischen Charaktere fand, wenn Gottfried Keller vom ganzen Werke Jeremias Gotthelfs schrieb, es sei „ein umgekehrtes Buch Hiob“, und wenn manchem scheinen will, der Übergang von Gotthelfs zu Kellers Welt sei erst recht der Übergang von sauren Wochen in frohe Feste: dann möchte man freilich unsere Literatur die glückliche nennen. Und man denkt an die Worte, die Gottfried Keller einem vertriebenen französischen Republikaner auf die Lippen legte:

„Ist denn euer Himmel blauer,
Schweizer! goldner euer Korn?
Sind denn lauter eure Brunnen,
Eure Rosen ohne Dorn?
Glück und Unschuld, ach, sie bauen
Wohl allein der Freiheit Reich!
Ob ihr schuldlos seid — nicht weiß ich's —
Doch gesegnet seh' ich euch!“

Das schrieb Keller 1859! Jetzt aber wären die Seldwyler die Unzeitgemäßen! Um unserer neuen Gesinnung willen lasset die Seldwyler gewesen sein! Schreibt ihre Namen mit einem Kreuz, denn sie wandeln im Tale Josafats.

¹⁾ Diese folgende Leseprobe entnehmen wir einem Kapitel der im Oktober bei Huber & Cie. in Frauenfeld erscheinenden *Schweizerischen Literaturbriefe* von Eduard Korrodi, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

Sagt es auch ruhig, dass der Seldwylergeist nicht mehr in unserer Dichtung umgehen soll, denn er verkleinert die Schweiz. Daher denn unser Literaturbild allzusehr sich „groß im kleinen deuchte“. Man hat Gottfried Kellers ironische Diminutive zu ernst genommen; sagen wir also beherzt „Vaterland“, wo Kellers Karl Hediger noch „Vaterländchen“ sagte, bekennen wir, dass zum Lobe unseres Herkommens doch nicht nur das holde sich Bescheiden und das solide Phlegma gehört; dass mit dem Durchschnitt der Leute von Seldwyla weder Regula Amrain und Pankraz der Schmoller, der in der Welt Umgetriebene, noch wir und der Dichter einverstanden sind; denn die rechten Seldwyler sind etwas vernagelt und kleinlich, und wenn sie Kellers Novellen gelesen hätten, so würden sie wahrscheinlich noch an *Romeo und Julia auf dem Dorfe* gemäkelt haben, gibt es doch bis auf den heutigen Tag sogar eine Volksausgabe des *Fähnleins der sieben Aufrechten*, in der Karl Hedigers und Herminens Liebesspiel von der Schere des Zensors verdorben wird. Die Seldwyler wollten nicht, dass unsere erzählende Literatur in den letzten Jahrzehnten Laternen einschlug. Wer aber eine anzündete, dem sagten die wunderlichen Seldwyler: „Guter Mann, du schlägst ja nur Laternen ein!“

Ich wüsste nicht, wie man das wahrhaft klassische Gepräge von Kellers Novellen eindringlicher belegen könnte als durch die Tatsache, dass dies Schicksalsbuch das Bild unserer neueren Literatur so wesentlich bestimmt hat. Ob sie es wollen oder nicht, Gottfried Kellers Sprache allein schon ist der Model des neuen Schweizerstils geworden. Man hört es allen diesen jungen Bären an, in welcher Höhle sie brummen lernten. Und sie haben es prächtig gelernt. Der Klassiker Keller unterscheidet sich von ihnen, indem er die Ausnahmen Seldwylas im Guten und Bösen, sie aber den Seldwylerdurchschnitt schildern. Was aber bleibt vom Seldwylerdurchschnitt, als der ewig träufelnde Segen aus des deutschen und schweizerischen Spießers Wunderhorn? So hat ja unsere erzählende Literatur vor allem an den Seldwylern gemerkt, dass „sie sehr lustig und guter Dinge sind und die Gemütlichkeit für ihre besondere Kunst halten und wenn sie irgendwohin kommen, zuerst die dortige Gemütlichkeit kritisieren und meinen, ihnen tue es niemand zuvor in dieser Hantierung“. Die Literatur wetteifert selbst in der Hantierung der Gemütlichkeit. Solch eine gemütliche Kunst, gefallsüchtig vor den Zeit-

genossen, nie mit dem Rücken gegen den Leser geschrieben, nie im Widerspruch zur Zeit, unterhaltend, doch nicht beistehend, keine Stirnfalte, keine Nachdenklichkeit begehrend, kein Entweder-Oder wagend, immer unter ein Sowohl-Als-auch sich duckend; solch eine Literatur kann dem geistig begehrliehen Teil der Schweiz selbst nicht genügen. Dem Geistigen sägt es am Herzen, dass wir nur Seldwyler, und nicht einmal einen Ibsenschen Brand helvetischen Herkommens, einen Peer Gynt, eine Bruderseele Jean Christophe's besitzen sollen; uns stimmt es nachdenklich, dass der Bauer, für den die Grenzen der Welt mit der Grenze seines Ackers — nach dem eigenen Zeugnis eines Bauernschilderers — zusammenfallen, die einzige repräsentative Figur unserer Schweizerdichtung sein soll; es müsste gar nicht unbedingt so sein, eine Tolstoische Bauernfigur oder ein Zeigerhanis — um Alfred Huggenbergers beste, tiefste Gestalt zu nennen — darf nicht nur der Erkennen der Grenze, er muss auch der Träger des allmenschlichen Gedankens sein: der Vereinfacher der Gefühle, das fleischgewordene Ur-Menschenwort. Ich höre wohl den Einwand: Eine Bruderseele Jean Christophe's, ein Ibsenscher Brand, ein Strindbergscher, nach Damaskus strebender Held: sie geben alle relative Wahrheiten, und diese gelten, wenn's hoch will, zwanzig Jahre. Es sei so! Aber vielleicht hat der Roman — mehr als jede andere literarische Gattung — die Forderung der Zeit zu erfüllen, er wird das Archiv der Zeitseelen und der Generationsideen, sowie die Bühne die Ideenbörse der Zeit ist. Was den Kenner der schweizerischen erzählenden Literatur, der sie nicht isoliert, sondern vergleichend betrachtet, überraschen muss, ist die Beharrlichkeit unseres dichterischen Weltbildes. Man schlage doch die Vorworte der beiden Bände der *Leute von Seldwyla* auf, in denen Gottfried Keller selber mit ironischer Elegie die Umwandlung der Menschen darstellt: Es ist der Weg der romantischen Taugenichtse, Schildbürger in das Kontor von Freytags *Soll und Haben* — hinüber in eine materialistische Epoche mit nervösem Schritt. Er preist im Vorwort zum ersten Band „die ewige Munterkeit und politische Beweglichkeit der Seldwyler“. Im Vorwort zum zweiten Band deutet er ihren erstarkenden Erwerbssinn an: Jeder Seldwyler ist nun ein geborener Agent oder dergleichen, und sie wandern als solche förmlich aus, wie die Engadiner Zuckerbäcker, die Tessiner Gipsarbeiter und savoyischen Kaminfeger Statt der ehemaligen dicken Brief-

tasche mit zerknitterten Schuldscheinen und Bagatellwechselln führen sie nun elegante kleine Notizbücher, in welchen die Aufträge in Aktien, Obligationen, Baumwolle oder Seide kurz notiert werden. . . . Dabei sind sie jedoch bereits einsilbiger und trockener geworden. Von der Politik sind sie beinahe ganz abgekommen. Es ereignet sich nichts mehr, was der beschaulichen Aufzeichnung wert wäre“. Mit dem wirklichen Seldwyla habe sich eine solche Änderung zuge tragen, „dass sich ihr sonst durch Jahrhunderte gleich gebliebener Charakter in weniger als zehn Jahren geändert habe“. Wenn Gottfried Keller nicht tatsächlich den Generationenwandel der Schweiz des XIX. Jahrhunderts damit hätte andeuten wollen, bliebe das Vorwort entbehrlich.

Wenn nun Gottfried Keller der Chronist der Ur-Seldwyler war, so müsste doch die ihm folgende Generation die Neu-Seldwyler: die Verneinung der Seldwyler, ein neues Geschlecht darstellen. „Beschauliche Aufzeichnung“ allerdings taugt nicht mehr, wenn die dargestellte Bürgerwelt ihre Beschaulichkeit verloren hat. Neue Aspekte des Lebens! Neue Gesellschafts-Kritik. Andere Blickrichtungen des Darstellers! Mit mehr Realismus wäre man sogar auf schweizerische „Buddenbrooks“ geraten, hat ja C. F. Meyer selbst die Darstellung des Niedergangs eines Stadtgeschlechtes erwogen, während Gottfried Keller das Schicksal einer Medizinstudentin erwog. Der junge Otto Brahm, der später Ibsens Herold wurde, hält der *Nora* Kellers *Sinngedicht* entgegen.

Wer hegte nicht neben der Literatur, die ist, das Wunschbild einer Literatur, die sein sollte? Die seienden und die kommenden Schweizer Dichter möchte ich nicht im Bilde der Hodlerschen *Enttäuschten* sehen, die das Leben zerbrach. Wohl hätten sie recht, und der Zeigerstand an der Weltuhr gäbe ihnen recht, wenn sie — wie es im *Olympischen Frühling* mit großartiger Schwermut heißt — keinen Zweck und keine Zwiebel in dieser Schöpfung fänden, aber das junge Geschlecht wird den Sinn suchen — und die Zukunft inbrünstiglich erhoffen, da es an keine Vergangenheit und Gegenwart sich klammern kann. Es hofft, und müsste sich vor den Soldaten in Barbusses Roman *Le Feu* schämen, wenn es dieser Kraft entbehrte, denn diese hoffen auf den dünnen, trauer schweren Lichtstreifen, der die Sonne verheisst, sie hoffen wie der Soldatenführer in Fritz von Unruhs *Geschlecht*, der das Ende der

Kasernen der Gewalt verkündet, indem er sich die rote Montur des Krieges vom Leibe reißt:

„Herunter mit dem roten Tuch der Schrecken,
Ich gebe es hin! Die Sonne mög es bleichen.“

Die Schweizerliteratur, die nie zersetzenden Geistes war, schreibe auf die weiße Fläche der Zukunft ein schöpferisches Wort der Hoffnung und des Glaubens an eine Weltänderung. Den Glauben aber, dem noch immer die Zukunft gehörte, muss man beschwören, wie auf dem Bilde Ferdinand Hodlers der Schwung und Sturm der steil gerichteten Arme der Einmütigen.

So rein und unerschütterlich im Geiste und in der Gebärde sei das Bild schweizerischer Dichtung.

Wem schrieb ich diesen Brief? Den Skeptikern, die mich lächelnd fragen, warum ich auf den Mond schreibe! Den Treuen und Beharrlichen, die in der Dichtung die Schweiz wie ihren Augapfel hüten. Den Schweizern, deren Stimme in der *Brudersphären Wettgesang* eingeht!

ZÜRICH

EDUARD KORRODI



DUNKELSTUNDE

Von WILLY BRETSCHER

Leben macht so müd, und still erblinden
Alle Wünsche heller Sonnentage.
Glück ist weit und tönt wie alte Sage,
Milder Traum, verweht von raschen Winden.

Ziellos' Wandern, schmalen Weg zu finden,
Der ins Land der Silbergärten trage;
Heimlich seufzt und zweifelvoll die Frage:
Darf sich Herz an ferne Himmel binden?

Nacht ist kalt, und keine Sterne scheinen,
Seele muss als Flackerlichtlein glimmen;
Unstet irrt und blass ein mattes Weinen ...

Scheu und traurig raunen kleine Stimmen:
Jeder Pfad muss einst im Dunkel münden ...
Flackerlichtlein möchte leis verzünden ...

